



Flucht und Migration

Was Sache ist - die wirklichkeit in den Blick nehmen

1945: Flucht über die Ostsee nach Schwerin

Helga Stepke: „Wir dachten, wir kommen wieder!“

„70 Jahre! Vieles erinnere ich ganz genau. Heute heißt unsere Stadt ja Elblag. Was sage ich: ‚unsere‘ Stadt? Elbing war schön, wir Kinder spielten viel im Wald rundherum. Am 23.1.1945 zahlte man uns aus, in Silbergeld.

An diesem sonnigen Tag war meine Elbingzeit vorbei. Es hieß: die Russen sind da, ein paar Kilometer entfernt. Ich war 19 Jahre. Man hatte schon einiges gehört. Dann kam der Befehl: Sammeln und fertigmachen für die Abreise. Wir packten alles auf einen Haufen, was mit sollte. Viel zu viel. Also aussortieren. Immer noch zu viel. Es musste auf den Schlitten passen und in den Rucksack. Der Koffer, die Federbetten. Wir mussten im Dunkeln packen, es war ja Verdunkelung angeordnet. Wir dachten natürlich, wir kommen ja wieder. Ich habe eine Schere, einen Wecker, meine Gesangbücher eingepackt.

Dann ging es los, nachts. Ich musste den Schlitten ziehen. Meine Schwester hatte ihr Kind im Wagen. Meine Mutter trug, was sie konnte. Auf der dunklen Hauptstraße all die Trecks aus der Stadt raus, wir mittendrin, zuerst über den Elbingfluss. Es war sehr kalt, alle wollten nach Westen. Viele versuchten auch, über das Frische Haff zu kommen, das war zugefroren. Aber es sind viele auf dem Eis eingebrochen, mit den Schlitten und den Kindern. Manche kannte ich ...

Die erste Wegstrecke durch die Nacht war 43 km lang. Unterwegs bekamen wir Käse und drei Brote geschenkt, von Fremden. Das werde ich nie vergessen. Dann Rast in einem Pfarrhaus, essen, ausruhen. Weiter im Viehwaggon nach Danzig. Dort bekamen wir in einem Lager warm zu essen, konnten sogar duschen, so ein Luxus. Andere hatten weniger Glück.

Von Danzig ging es mit einem Kohlenfrachter durch den Ostseenebel. Es war eiskalt, wir lagen auf Stroh. Kein Land in Sicht, kein Geleitschiff. Meine Mutter war völlig apathisch. Eigentlich sollten wir nach Dänemark, kamen dann aber nach Saßnitz auf Rügen und schließlich nach Stralsund. Von dort fuhren wir nachts mit dem Zug nach Schwerin. Tja, hier bin ich nun. Wir, meine Mutter und ich, wurden gut aufgenommen, meine Schwester und das Kind weniger.“

Helga Stepke, 89 Jahre alt, ist 1945 aus Elbing/Ostpreußen geflohen. Heute wohnt sie in Schwerin.

2015: Flucht über das Mittelmeer nach Schwerin

Joudy S.: „Ich würde sofort zurückgehen, doch es ist alles kaputt!“

„Ich erinnere mich noch genau an den Tag, Anfang März. Wir waren bei meinem Onkel zu Besuch in Damaskus. Da kam die Nachricht, dass unser Haus in Aleppo in Schutt und Asche liegt, der ganze Stadtteil. Bomben waren gefallen. Uns wurde gesagt: Es ist alles kaputt, euer Haus. Mehrere Nachbarn sind tot. Oder verletzt, auch meine Freundin.

Wir waren völlig geschockt. Es ist zwar seit Jahren Krieg in Syrien, aber du denkst nicht, dass es dich trifft; du denkst, dass du irgendwie durchkommst und dass es irgendwann aufhört. Wir wollten zurück nach Aleppo, um etwas aus den Trümmern zu retten. Aber die Straße war gesperrt: überall Panzer, Bewaffnete, sagte man uns; die würden jetzt auf Damaskus vorrücken.

Wo sollten wir hin? Wir mussten schnell entscheiden. Mein Onkel hatte zum Glück Geld.

Naja, und dann sind mein Großvater und ich, meine Mutter und ihr Bruder mit dem Bus nach Beirut gefahren. Dort haben wir uns getrennt: meine Mutter und ihr Bruder gingen in die Türkei zu Verwandten; das ist dichter an Syrien dran. Mein Großvater und ich flogen von Beirut nach Istanbul; von dort ging es mit dem Schiff auf eine griechische Insel und weiter nach Athen. Dann sind mein Großvater und ich in einem LKW-Container drei Tage und Nächte bis nach Hamburg gekommen. Es war schrecklich. Ich hatte solche Angst, dass wir in dem Container eingesperrt bleiben, vergessen werden oder verhungern. Wir haben oft im Dunkeln gebetet; ich glaube, alle haben das getan. Das hörte man ja immer ...

Der Fahrer hat 6.000 Euro verlangt; von den anderen wohl auch. Der ist reich geworden, wir hatten fast nichts mehr.

Als wir in Hamburg ankamen und die Tür des Containers aufging, haben wir geweint vor Freude, obwohl wir völlig kaputt waren. Ja, und jetzt sind wir hier.

Meine Mama habe ich seit Wochen nicht mehr gesehen. Manchmal kann ich mit ihr kurz telefonieren. Sie ist noch in der Türkei. Ich weiß nicht, wann ich sie wiedersehe. Ich würde sofort zurückgehen. Nur sag mir: wie? Es ist alles kaputt.

Ich will die Schule fertig machen. Dann will ich studieren, Mathematik oder Physik, da war ich sehr gut in der Schule.

Jetzt bin ich hier und überlege jeden Tag, wie ich die Haare trage oder ein Kopftuch umbinde. Die Männer und Jungs hier gucken mich immer so an, wenn ich draußen bin. Hier drinnen wohne ich mit meinem Großvater zusammen in einem Zimmer. Ist das richtig? Nein!



Ich weiß, ich bin sehr ungeduldig. Ich muss warten. Also warte ich – hoffentlich nicht so lange, bis ich alt bin.“

*Joudy S., 15 Jahre,
ist 2015 aus Aleppo/Syrien geflohen.
Heute lebt sie in einer Erstaufnahmeeinrichtung
für Flüchtlinge.*

2015: Willkommenskultur braucht Mut, neue Wege zu gehen

Pastorin Margrit Kehring-Ibold: „Lernen, Verantwortung auf Augenhöhe zu tragen.“

Direkt am Hinterausgang des Lübecker Hauptbahnhofs und gegenüber einem Wohnheim für Flüchtlinge liegt die St. Lorenz-Kirche. Sie hat knapp 3000 Mitglieder. „Unsere Kirche liegt in der Innenstadt, wir haben hier eine hohe Fluktuation, viele Ledige, Menschen, die nur kurz hier wohnen oder in Hamburg arbeiten und einen Anteil von 25 Prozent Migranten, was sich auch in unseren Gottesdiensten zeigt“, berichtet Pastorin Margrit Kehring-Ibold. Weniger als zehn Konfirmandinnen und Konfirmanden gebe es pro Jahr. Bei der Kinder- und Jugendarbeit kooperiert sie mit der Nachbargemeinde. „Ansonsten haben wir eine Kantorei, einen Flötenkreis und einen Frauentreff“, erzählt sie über das Gemeindeleben.

Die Zeit um 2013, so erinnert sich die Pastorin rückblickend, war „ein Wendepunkt“ für unsere Gemeinde: „Ab dem Sommer 2012 kamen die ersten Flüchtlinge aus dem Iran zu uns und wollten hier ihren Glauben leben. Das war schon eine ungeheure Herausforderung!“ Immer mehr persisch- und arabischsprachige Menschen hätten den Kontakt zur Gemeinde gesucht. „Wir spürten, dass da Menschen zum ersten Mal in ihrem Leben eine Wahl hatten, sich mit ihrem Glauben zu beschäftigen, dass sie von Grund auf etwas lernen wollten“, sagt sie. „Und wir standen am Anfang völlig ohne Dolmetscher da!“

„Wir merkten schnell, dass die Sprache die Hauptbarriere ist“, betont die Pastorin. Zwar kamen im Frühjahr 2013 Flüchtlinge, die gut englisch sprachen, doch wichtiger war, dass sich Sprachpatenschaften entwickelten und Lehrkräfte aus der Gemeinde Unterricht anboten. Mittlerweile ist die Gottesdienstordnung zweisprachig, alle Bibeltexte werden in den Sprachen der Besucher abgedruckt und das Evangelium wird sonntags auch in Persisch gelesen. Seit September 2014 gibt es in der Kirche eine Dolmetscheranlage. In jedem Gottesdienst gibt es eine simultane Übersetzung durch einen Ehrenamtlichen.

„Unser Gemeindeleben ist vielfältiger geworden“, ist Pastorin Kehring-Ibold überzeugt. „Wenige finden sich vielleicht bei uns nicht mehr wieder, aber für alle diejenigen, die sich auf neue Wege der Verständigung einlassen können, passt es.“ Inzwischen gibt es einen persischen Kirchengemeinderat, ein internationales Team für die Kinderbibeltage und für das Krippenspiel Menschen aus allen Kontinenten. Das gemeinsame Kochen und Essen hat sich dabei zu einem verbindenden Element entwickelt:

Perserinnen und Perser haben schon ein Benefiz-Essen zur Sanierung der Kirche gekocht, es gab ein arabisches, koreanisches, finnisches, französisches und internationales Essen, bei denen sich Menschen aus unterschiedlichsten Kontexten die Hand gereicht haben. „Vieles ist fragil und nicht immer einfach. Aber wir lernen, unsere Verantwortung auf Augenhöhe zu tragen und uns gegenseitig je nach unseren Fähigkeiten und Bedürfnissen zu unterstützen.

Dabei begleitet mich die Frage: Wie kann es gelingen, das Wunderbare und Besondere der eigenen Kultur zu bewahren und dabei miteinander ein Gemeinwesen zu verantworten?“

Pastorin Margrit Kehring-Ibold Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde St. Lorenz in Lübeck, hat einen Stellenanteil von 50 Prozent für die internationale Gemeinde. - Das Gespräch führte Claudia Ebeling, Referentin für Öffentlichkeitsarbeit im Zentrum für Mission und Ökumene.

Zia Haidari: Ankunft in Deutschland – gleiches Recht für alle?

„Eigentlich bin ich 19 Jahre alt, aber in meinem Ausweis steht etwas anderes. Die Behörden machten mich auf der Flucht zwei Jahre älter. Dabei ist es geblieben. Ich habe kein Dokument, womit ich mein wirkliches Geburtsdatum, das ich von meiner Mutter weiß, glaubhaft machen kann.

Damit muss ich leben, aber es macht mich kaputt, dass andere meine Identität bestimmt haben. Ich kenne viele andere afghanische Jugendliche, deren Alter einfach von Ärzten festgelegt wurde.

Davon hängt so viel ab, zum Beispiel ob jemand zur Schule gehen darf und Jugendhilfe bekommt. Das kostet mehr Geld. Aber sind das nicht alle Jugendlichen wert? Wer über 18 ist, findet schwer einen Schulplatz. Viele von uns kommen als Minderjährige, die Orientierung zum Leben brauchen. Wenn wir älter gemacht werden, müssen wir wie Erwachsene Verantwortung übernehmen.

Viele geraten dabei in gefährliche Situationen, sie kommen mit Drogen in Kontakt, landen in Spielsalons oder fangen an, Alkohol zu trinken.

Ich finde gut, dass viele Einzelpersonen versuchen, uns zu unterstützen. Wer Unterstützung bekommt, hat bessere Chancen. Durch Sprachförderung, Gespräche in schwierigen Situationen und Begleitung in Krisen habe ich bis jetzt den ersten Schulabschluss geschafft und hoffe, dass ich weiter komme.

Es ist gerecht, dass Flüchtlinge, die krank sind, ärztlich behandelt werden. Wenige haben die Chance zu einer Therapie, obwohl die meisten von uns schlimme Erlebnisse zu

verarbeiten haben. Manchmal dauert es zu lange, bis wir zum Arzt gehen können: Ein Zahnarzt konnte zum Beispiel meinen kranken Zahn nicht behandeln, weil die Zusage vom Sozialamt fehlte. Am Ende konnte der Zahn nur noch gezogen werden. Ich bin froh, dass wir vom Sozialamt oder vom Jobcenter finanzielle Hilfe bekommen, aber es ist schwer, von den Behörden abhängig zu sein. Und dann noch die schwierigen Formulare und Bescheide! Manche klingen richtig bedrohlich.



Oft habe ich mich sehr klein und schlecht gefühlt. Selten hatte ich die Kraft zu fragen „Warum behandeln Sie mich so? Ich bin doch auch ein Mensch wie Sie!“ Da wurde es etwas besser. Ich sehe und höre viele Nachrichten.

Mir macht Angst, was ich alles mitbekomme. In Deutschland haben Flüchtlinge im Vergleich zu anderen europäischen Ländern viele Chancen. Aber es gibt keine wirklich gerechte Politik. So vieles ist abhängig vom Geld. Viele Menschen sind wie ich auf der Suche nach Gerechtigkeit.

Zia Haidari verließ mit 14 Jahren seine Heimat in Afghanistan und kam im Sommer 2012 nach Deutschland. Er lebt jetzt in Hamburg.

2015: Weltweit unterstützen Kirchen Flüchtlinge und sind Stimme für Frieden

Pastor Mruttu Balози: „Flüchtlinge sind Opfer von Unrecht“

Kenia beherbergt ungefähr 700 000 Flüchtlinge in seinen zwei Camps Dadaab und Kakuma, außerdem in größeren Städten. Die Flüchtlinge kommen vor allem aus Somalia, Süd-Sudan, dem Kongo, Äthiopien und Burundi. Wegen der wachsenden Instabilität in den Nachbarländern hat Kenia immer mehr Menschen Zuflucht geboten.

Das Aufkommen der Terror-Miliz Al-Shabaab in Somalia und politische Unruhen im Süd-Sudan führten zu der Aufnahme von immer mehr Frauen, Männern und Kindern.

Die Aufnahme von Flüchtlingen galt bis vor kurzem als humanitäre Hilfe, nun allerdings wird sie zunehmend als Bedrohung unserer Sicherheit wahrgenommen. Sie bedeutet eine immense humanitäre, politische, soziale und wirtschaftliche Herausforderung. Einheimische und Flüchtlinge konkurrieren um karge Ressourcen wie Wasser, Nahrung, Wohnraum und medizinische Versorgung.

Die Nachfrage nach Feuerholz zum Beispiel steigt ständig und sorgt für Konflikte. Viele meinen, dass die Flüchtlinge bevorzugt behandelt werden im Kampf um die ohnehin geringen Ressourcen bei uns.

Die Probleme im Camp Dadaab sind schrecklich: Kriminalität, Missbrauch, Gewalt gegen Frauen und Minderheiten, eine eigene Rechtsprechung, ungehinderter Zustrom von Waffen. Die Infrastruktur ist zusammengebrochen. Unsere Regierung befördert nun noch Ressentiments gegen Somalis, will die Flüchtlinge gegen ihren Willen zurückführen oder das Camp nach Somalia verlegen.

Wir als Kirche haben klar gesagt, dass Flüchtlinge Opfer von Unrecht sind. Der Staat muss in den Camps für Recht und Ordnung sorgen und kriminelle Terroristen ausweisen. Als Lutherische Kirchen fordern wir außerdem Friedensinitiativen für Somalia. Es kann keine Insel der Sicherheit in einem unfriedlichen Umfeld geben. Sonst wird es auch keinen Grund geben, dass weniger Flüchtlinge nach Kenia kommen. Aber wir müssen auch eine Balance finden zwischen einem sicheren Kenia und Flüchtlingen, denen geholfen wird.

Pastor Mruttu Balози, Evangelisch-Lutherische Kirche in Kenia. Er leitet die internationale Gemeinde in Nairobi und war bis 2014 Ökumenischer Mitarbeiter im Zentrum für Mission und Ökumene in der Nordkirche.

Mehr zum Thema „Flucht und Migration“ finden Sie hier mehr:

Auf dem Weg – Gerechtigkeit und Flucht, Materialien zum Sonntag Judika (13.3.2016)

<http://www.nordkirche-weltweit.de/politisches-handeln/theologie-nachhaltigkeit/judika-materialien-2016.html>

Das „Biblische Streiflicht“ ist diesem Material entnommen: Seite 12-16